

Angelika Dahms

Keine Vergebung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-276-1

Copyright © 2025 by PRINCIPAL Verlag, Greven/Westf.

Kontakt: verlag@principal.de

Webseite: www.principal.de

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Angelika Dahms

Keine Vergebung

Kriminalroman



PRINCIPAL VERLAG

Zur Autorin:

Angelika Dahms lebt in Niedersachsen. Sie hatte viele Jahre in der Wirtschaft gearbeitet, mit einem Faible für Zahlen.

Heute schreibt sie Kurzgeschichten, längere Erzählungen und eben Romane, ab und zu mit Bezug zum Geschehen im Land.

Keine der Personen in der folgenden Geschichte hat einen realen Menschen zum Vorbild. Die Orte, an denen sie spielt, existieren zum größten Teil.

1.

MITTWOCH, 21. AUGUST

»Mein Bruder ist tot.« Ein kleines Lächeln huschte über seine Züge, als er diese Worte laut aussprach. »Er liegt danieder. Ich habe ihn ...«, der Mann hielt mitten im Satz inne, blickte kurz auf die Uhr im Armaturenbrett des Wagens, bevor er weitersprach ... »vor nicht einmal einer viertel Stunde erschlagen. Daniederliegen, das ist ein fantastischer Ausdruck, so elitär, passend für ihn. Ich frage mich, wo ich das Wort herhabe? So redet heute keiner mehr.«

Der Mann, jung an Jahren, hielt gerne Selbstgespräche, vor allem, wenn er alleine unterwegs war. Er fuhr zumeist alleine. Unvermittelt flammte aus heiterem Himmel Enttäuschung in ihm auf, trotz aller Freude über die geglückte Tat.

»Ich dachte, ich würde mich anders fühlen, als ich mich im Augenblick fühle, zufrieden zum Beispiel, erleichtert. Ich hatte mir vorgestellt, ich könnte aufatmen, es würde mir dauerhaft gut gehen. Nichts ist anders als zuvor. Gar nichts! Die Welt dreht sich weiter. Na ja, mit einem Mord kann man sie nicht aus den Angeln heben. Nicht einmal für mich selbst. Ich kann nicht sagen, wenn ich ernsthaft in mich hineinhorche, dass ich ein schlechtes Gewissen habe. Das habe ich nicht. Nicht einmal ansatzweise. Eines wird anders sein. Ich werde in Zukunft auf der Hut sein müssen, was meine Äußerungen Dritten gegenüber anbelangt. Meine Freude über den familiären Verlust werde ich verbergen müssen, bis die Zeit für eine

Offenbarung gekommen ist. Vielleicht bleibt diese Zeit sogar aus. Wer kann in die Zukunft sehen.

Mein Leben lang werde ich das feine Knacken der Schädeldecke in den Ohren haben. Ein überaus befriedigendes Geräusch. Ich werde meinen Bruder vor meinem geistigen Auge fallen, langsam in sich zusammensacken sehen, wie in Zeitlupe. Er liegt auf der blanken Erde. Sie ist nicht ganz eben und er liegt ein wenig sonderbar da, wie eine Marionette, deren Fäden man mitten im Spiel losgelassen hatte. Das ist ein guter Vergleich, finde ich. Ich werde wissen, dass ich ein zweites Mal zugeschlagen hatte, um sicherzugehen, dass er wirklich tot ist. Man sollte ihn in keiner Klinik ins Leben zurückholen können, fand man ihn wider Erwarten vorzeitig. Zeit und Mühe, die ich in seinen Tod gesteckt hatte, wären verplempert.

Werde ich die Tat je vergessen? Wohl nicht. Vielleicht verdrängen. Andererseits warum sollte ich sie verdrängen wollen? Ich hatte bewusst gehandelt, mit Kalkül. Ich könnte mir vorstellen, dass die Tat in meiner Erinnerung verblasst, wenn viel Zeit ins Land geht. Andere Geschehnisse, die einmal für mich wichtig waren, sind schließlich aus meinem Gedächtnis verschwunden. Warum sollte nicht Gleiches mit diesem Mord geschehen?«

Erneut überzog ein Lächeln sein Gesicht. »Wie wird mein Vater sich dazu äußern, dass ich seinen Sohn getötet habe?«, sprach er laut. Gedanken allein reichten ihm nicht. Er musste sie hören. »Wird er es herausbekommen? Wird er wissen, ganz einfach wissen, dass ich der Mörder bin? Ist Blut so dick, sind die verwandtschaftlichen Beziehungen so eng, dass die Erkenntnis ohne Weiteres

da ist? Ich würde es nicht spüren, wenn mein Vater gemordet hätte. Wieso sollte er es in diesem Fall errahnen?

Und meine Mutter? Wie wird sie Arthurs Tod empfinden? Ich kann es nicht voraussagen. Ich weiß zumeist nicht, was sie denkt. Sie handelt überraschend. Ihre Reaktionen fallen für gewöhnlich aus dem Rahmen. Erfahren werden sie von der Tat, notgedrungen. Wenn nicht, werde ich es ihnen liebevoll durch die Blume mitteilen. Vielleicht ein wenig direkter? Das kommt auf die Situation an.«

Seine Gedanken wanderten zu Arthur zurück. »Seit ungefähr zwanzig Minuten liegt er jetzt neben seinem Wagen und rührt sich nicht. Wird sich nie mehr bewegen. Wird nie mehr denken können. Nie auf den Einfall kommen, mir etwas wegnehmen zu können. Die mit großer Wahrscheinlichkeit eines nicht zu fernen Tages wohl eintretende Gefahr ist vorbei. Das war mein Bestreben, die Triebfeder zu dieser, meiner Tat. Das anvisierte Hochgefühl stellt sich allerdings nicht ein. Jetzt, während ich fahre, entferne ich mich von ihm, Meter um Meter. Niemand wird mich mit ihm in Verbindung bringen. Niemand außer meinen Eltern. Vielleicht.

Ich muss die Plastikhandschuhe loswerden«, murmelte er vor sich hin. »Meine Fingerabdrücke sind darin und darauf. Schmutz vom Stein haftet an ihnen, möglicherweise kleinste Blutropfen, die mich verraten könnten. Am Jahnplatz oder besser am Hauptbahnhof werde ich sie wegwerfen. Erst dann fahre ich nach Hause. Kein Teil, das nicht normalerweise in meinem Wagen liegt, soll man darin finden. Alles wird wie sonst sein.

Wie leicht es ist, einen Menschen zu töten. Wie we-

nig Mühe das macht! Arthur war zu viel auf der Welt, überflüssig. Vollkommen überflüssig! Er hätte nie produziert werden dürfen. Ich musste das regeln, den Fehler ausmerzen.«

2.

Sie kam nicht. Annegret würde heute Abend nicht mehr kommen. Er wartete vergebens. Zum ersten Mal, seit sie sich hier trafen, wartete er vergeblich. Arthur saß im Waldgasthaus an dem Tisch, an dem sie stets saßen. Es war nach zweiundzwanzig Uhr, um genau zu sein, dreizehn Minuten nach zweiundzwanzig Uhr. Wenn Annegret gekommen wäre, wäre sie seit dreizehn Minuten hier. Sie war stets pünktlich. Sie wäre genau eine halbe Stunde geblieben, nicht eine Minute länger. Diese halbe Stunde bot genug Zeit, um zu erzählen, was in der letzten Woche geschehen war. Nur sie erzählte, er hörte zu. Das schien ihr zu reichen. Und ihm war es genug. Sie erwartete von ihm keine Kommentare, keine Bewertungen. Sie wollte reden. Wollte ihre Angst loswerden. Wenigstens für eine halbe Stunde in der Woche.

Annegret und er trafen sich seit Monaten jeden Mittwoch in diesem Gasthaus. Er mochte das Fachwerkhaus und dessen rustikale Einrichtung. Auf den Tischen lagen weiße Tischdecken, rote, dicke Kerzen standen darauf, wurden angezündet, sobald ein Gast Platz nahm und gelöscht, wenn der Gast das Haus verließ. Kleine mit Gardinen versehene Fenster gaben den Blick entweder auf den Wald frei, auf ein zu diesem Grundstück ge-

hörendes Haus oder auf den Weg rund um das Haus, je nachdem, in welcher Gaststube man sich aufhielt. Vereinzelt hingen Geweihe oder Spieße von einjährigen Hirschen, die die Jäger dieser Region geschossen hatten, an den Wänden. Die Flure hatte man mit Ölbildern von Hirschen und Wildschweinen dekoriert. Es war ein verschwiegen daliegenes Lokal. Laufkundschaft wie in der Stadt kam nicht hierher. Es waren Ausflügler, die nach einem langen Waldspaziergang in dieser Gaststätte ausruhten, am Nachmittag ein Stück Kuchen aßen und einen Kaffee tranken, im Sommer Eis bestellten oder an vom Eigentümer des Hauses selbst hergestellten fruchtigen Limonaden nippten. Zu anderen Zeiten waren Obstsalate, verziert mit Sahne und Nussstückchen, angesagt.

Am Abend erschien ein differierender Kundenkreis. Man konnte hier ausgezeichnet speisen. Der Koch gab sich mit den Gerichten Mühe und die Bedienung behandelte die Gäste unübersehbar zuvorkommend. Das Personal verstand es, die passenden Weine zu den einzelnen Speisen zu offerieren. Im Keller lagerten vorzugsweise französische Rebensäfte.

Die Gäste kamen mit dem Auto. Bei der Entfernung zu den bewohnten Gebieten war das durchaus üblich. Die Besucher fanden unterhalb des Gasthauses einen größeren Parkplatz vor. An schönen Tagen war er schnell belegt und weitere Autos standen zu Dutzenden an den Wegrändern. Nicht alle besuchten das Restaurant. Viele Leute begannen von diesem Punkt ihre Spaziergänge. Die Mund-zu-Mund-Propaganda, dass man im Waldgasthaus hervorragend speisen konnte, tat ihre Wirkung.

Das recht große Haus lag im Teutoburger Wald, war seit Ewigkeiten ein Lokal. Bereits vor ungefähr siebzig

Jahren kehrten Familien hier ein, setzten sich auf die vor dem Haus aufgebauten langen Bänke, mit ebenso langen Tischen davor, aßen die mitgebrachten Butterbrote, kauften lediglich Getränke dazu. Für mehr reichte das Geld nicht. Speisen zu bestellen, das hätte Familien mit Kindern finanziell total überfordert.

Damals sammelte man in der Umgebung, mit Milchkannen oder Körben ausgerüstet, Walderdbeeren, Blaubeeren und wilde Himbeeren. An den aromatischen, süßen Geschmack der kleinen Walderdbeeren kommen die heute auf Plantagen gezüchteten Erdbeeren bei Weitem nicht heran.

Später im Jahr waren Brombeeren dran gepflückt zu werden. Im Herbst gingen Kinder auf die Suche nach Bucheckern. Diese Zeiten sind endgültig vorbei. Viele Flächen wurden in der Zwischenzeit bebaut. Wohnhäuser dringen in den Wald vor, verkleinern ihn. Nicht nur das, er wird ausgedünnt. Einzelne Bäume werden geschlagen und zu Möbeln verarbeitet.

Nicht weit von diesem Waldgasthaus entfernt, steht ein Altersheim. Man kann es gut zu Fuß erreichen. Viele der alten Herrschaften nutzen die Nähe zum Lokal für einen Ausflug dahin. Sie haben mit der Gaststätte ein Ziel, das sie ansteuern können. Deren Tage sind auf diese Weise nicht so lang und sie sehen andere Menschen, kommen eventuell mit ihnen für kurze Zeit in Kontakt.

* * *

Arthur nippte an seinem Kaffee. Für die Bedienung, die ihn diskret beobachtete, sah er enttäuscht aus, war

es. Er mochte Annegret, fragte sich beunruhigt, was geschehen sein mochte, dass sie nicht kam. Er konnte sie nicht anrufen und nachfragen. Sie besaß kein Handy. Eine kurzfristige Absage war ihr daher nicht möglich. Die wäre ihr allerdings zu anderer Zeit ebenfalls nicht möglich gewesen, sie kannten nur ihre Vornamen. Annegret hatte es stets vermieden, ihm ihren Nachnamen zu nennen. Er nannte ihr seinen deswegen auch nicht.

Hätte sie in der letzten Woche absehen können, dass sie heute nicht kommen konnte, hätte sie ihm das sicherlich mitgeteilt. Sie war kein Mensch, der jemanden mutwillig versetzte, überlegte Arthur. So gut meinte er, sie in den letzten Wochen kennengelernt zu haben, um ihr Verhalten beurteilen zu können. Er kam ausschließlich des Mädchens wegen zum Lokal. Einen anderen Grund hatte er nicht. Arthur war nicht verliebt in sie. Er fand sie sympathisch. Vor allen Dingen tat Annegret ihm leid. Dass das so war, hätte er ihr niemals gesagt.

Seine Augen wanderten zur Uhr an der Wand ihm gegenüber. Zwanzig Minuten nach zweiundzwanzig Uhr. Eine Weile blieb der Blick an den Zeigern hängen, als ob er sie daran hindern wollte weiterzugehen. Arthur atmete tief durch, versuchte, sich seine Enttäuschung nicht zu sehr anmerken zu lassen. Er nahm die Tasse erneut in die Hand, blickte kurz hinein, trank den Rest aus. Das Getränk war kalt geworden, schmeckte nicht. Wenn Annegret am nächsten Mittwoch nicht kam, würde er seine Besuche hier einstellen.

Arthur nickte der Bedienung zu, einer mit ihm in etwa gleichaltrigen jungen Frau. Sie trug eine lange, ihr bis über die Knie reichende weiße Schürze. Arthur deu-

tete an, dass er bezahlen wollte. Sie trat augenblicklich an seinen Tisch, nahm das Geld an, ging zu einer Kasse und kam mit dem Wechselgeld und seiner Quittung zurück. Arthur ließ fünfzig Cent für die Bedienung auf dem Tisch liegen, nahm seine neben ihm auf der Bank liegende blaue Jacke und ging langsam mit gesenktem Kopf durch das Gasthaus.

Draußen vor der Eingangstür verharrte er einige Augenblicke, sog die kühle, frische Luft tief ein, zog die Jacke an, ging gemächlich den Weg hinunter zum Parkplatz. Zwei Laternen standen am Wegrand, zeigten den Besuchern die Unebenheiten des Bodens an. Der Himmel war dunkelblau und klar, Sterne deutlich zu sehen. Sie wirkten kalt und fern, fast abweisend.

Außer seinem Wagen, der eigentlich seiner Mutter gehörte, den er ab und zu benutzen durfte, stand ein weiteres Fahrzeug auf dem Platz. Mittwochs waren nie viele Gäste im Waldgasthaus. Es war, als ob die Besucher den Ruhetag einlegten, den das Restaurant nicht angesetzt hatte.

Neben dem Auto stehend, suchte er in den Hosentaschen nach den Schlüsseln. In der Nähe raschelte es leise. Wahrscheinlich ein kleines Tier, dachte er, als er den Schlüssel ins Türschloss steckte und ihn herumdrehte. Die Tür sprang einen Spaltbreit auf. Ein Schlag traf ihn am Hinterkopf, ein harter Schlag. Dass er zu Boden fiel, bemerkte er nicht. Auf der Erde liegend krachte ein weiterer Schlag auf seinen Kopf, zertrümmerte den Schädel.

Eine halbe Minute später fuhr der zweite Wagen davon. Erst nachdem das Auto den Parkplatz verlassen hatte, wurde das Abblendlicht eingeschaltet.

3.

DONNERSTAG, 22. AUGUST

Der Tag würde heiter werden, sonnig, nicht schwül. Regen war keiner angesagt, weder für heute noch für den Rest der Woche. Es war sechs Uhr in der Frühe. Die Luft war rein, ein leichter Wind strich durch das weit geöffnete Fenster, bewegte die Gardinen. Keine Abgase vom Autoverkehr drangen bis zu seinem Haus vor. Vom Straßenlärm hörte er nichts. Sie wohnten zu weit von jeder Durchgangsstraße entfernt. Zudem schluckte der an einigen Stellen intakte Wald die meisten Geräusche.

Benedikt Zindler war seit elf Jahren Förster in diesem Gebiet. Er hatte vor, seine Morgenrunde durch das Revier eine Stunde früher als normalerweise in Angriff zu nehmen. Der Sonnenschein lockte ihn ins Freie. Tau lag auf Grashalmen, Blüten und anderen Pflanzen. Das würde die einzige Flüssigkeit sein, die die Gewächse des Waldes und der Wiesen in diesen Tagen zur Verfügung hatten. Das Kleingetier labte sich ebenfalls an den Tropfen. Es musste sich beeilen zu trinken, bevor die Sonne das Wasser verdunsten ließ.

Würde er nach dem Rundgang ins Haus zurückgekehrt sein, hätte seine Frau in der Zwischenzeit das Frühstück zubereitet. Sie lebten seit Jahren im gleichen Rhythmus. Als Ehepaar hatten sie sich einander angepasst. Es gab keine Überraschungen, nur Regelmäßigkeit im Ablauf ihrer Handlungen, die in Eintönigkeit auszuarten drohte. Sie sprachen kaum und wenn, waren es voraussehbare Sätze.

Tessa, Zindlers glatthaarige Jagddackelhündin, scharf wie Nachbars Lumpi und mit einem Gebiss wie ein Dobermann ausgestattet, stand bereits an der Haustür, wartete ungeduldig auf ihren Herrn. Sie brummelte vor sich hin, wusste, dass sie im Haus nur bellen durfte, wenn Fremde vor der Tür standen. Es gab für die Hündin zwei Sorten von Fremden. Die normalen, harmlosen und die, die Tessa als gefährlich einstufte. Diese Menschen bedachte die Hündin zusätzlich mit einem tiefen Knurren. Bei dieser Sorte Besucher nahm Benedikt Zindler das Gewehr vom Haken im Flur. Er hatte gelernt, Tessas Instinkt zu vertrauen. Ihr Haus lag zu weit abseits, um nachbarschaftliche Hilfe erwarten zu können, sollten sie überfallen werden. Da war es besser, eine Waffe in der Hand zu haben.

Endlich hatte Tessas Herrchen den Hut für die Jagd aufgesetzt, das Gewehr geschultert und die Tür geöffnet. Sie sauste hinaus bis zum Gartenzaun, musste vor der Pforte stehen bleiben, um angeleint zu werden. Freudig erkannte Tessa nach den ersten Schritten, dass sie heute die große Runde ablaufen würden. Sie konnte lange stöbern und nach für sie interessanten Spuren suchen. Würde die lange Leine nicht anzeigen, wo sich der Hund befand, hätte der Förster Tessa in dem hohen Gras und dem niedrigen, dichten Gebüsch schnell aus den Augen verloren.

Benedikt Zindler wanderte in Richtung Waldgasthaus. Ab und zu blieb er stehen, schaute sich um, beobachtete einen Schwarm Vögel oder das Kreisen eines der zu selten gewordenen Raubvögel. Die überall versprühten Pestizide vergifteten die kreisenden Vögel. Es gab für ihn

kein Mittel, das zu verhindern. Heute wollte er sehen, ob er Fährten von Wildschweinen fand. Ein Spaziergänger hatte ihm vor einigen Tagen erzählt, dass er einen Keiler in der direkten Umgebung vom Restaurant gesehen hätte. Das musste er überprüfen. Sollten sich in der Nähe der Gaststätte tatsächlich Wildschweine herumtreiben, musste er zusehen, dass sie von dort verschwanden. Sie konnten gefährlich werden, wenn sie sich angegriffen fühlten. In diesem Jahr gab es zu viele Wildschweine. Der letzte Winter war nicht kalt genug gewesen, um die schwachen Tiere auszusortieren. Jetzt im Frühjahr und Sommer hatten sie sich erholt. Er hätte es gern gesehen, wenn sich Wölfe in diesem Waldgebiet ansiedelten. Leider war es durch Abholzungen zu klein geworden, zudem nicht dicht genug bewachsen, damit sich die Tiere bei Bedarf verstecken konnten.

Der Wirt des Waldgasthauses war der größte Abnehmer von Wildfleisch in seinem Gebiet. Viele Gäste kamen wegen der exzellent zubereiteten Wildgerichte angefahren.

Im Herbst sammelte seine Frau Pilze, gab sie ebenfalls im Gasthaus ab. Manchmal fuhr sie, um größere Mengen zu finden, in Heidegebiete. Seine Frau kannte sich mit Pilzen aus, verdiente sich damit ein Taschengeld.

Das Waldgasthaus war bereits in Sichtweite. Tessa zog an der Leine, die er inzwischen auf zwei Meter verkürzt hatte. Das passte der Hündin gar nicht. Wahrscheinlich hatte ein Gast ein Stück Fleisch fallen lassen, das Tessa roch. Sie würde es eingehend beschnuppern wollen. Fressen würde sie es nicht, das wurde seinen Jagdhunden von vornherein abgewöhnt. Der Wind kam aus der

Richtung des Gasthauses. Auf dem Parkplatz stand ein Wagen mit beschlagenen Scheiben. Er hatte demnach die ganze Nacht über auf dem Platz gestanden. Einer der seltenen Hotelgäste, vermutete Zindler. Tessa strebte genau auf den Wagen zu.

»Was willst du da?«, fragte Benedikt Zindler seine Hündin, versuchte, sie in eine andere Richtung zu lenken. Zwecklos. Tessa ließ sich nicht davon abbringen, zu dem Wagen zu laufen. Es waren nur ein paar Schritte Umweg, dachte Zindler nachgebend, ließ dem Hund dessen Willen.

»Um Gottes willen!« Der Förster fuhr zusammen, als er den am Boden liegenden Mann entdeckte. Er band Tessa, nachdem er sie ausgiebig gelobt und gestreichelt hatte, an einem Baum fest, ging dichter auf den bewegungslosen Körper zu. Dass der Mann bereits seit geraumer Zeit tot war, erkannte er sofort. Eine Menge schwarz gewordenen Blutes lag um den Kopf herum, hatte die kurzen Haare verklebt. Die Wagentür stand ein klein wenig offen. Der Mann hatte einsteigen wollen, dachte er, als sein Mörder ihn erwischte. So, wie die Situation aussah, war der Mann völlig arglos gewesen. Vielleicht war einer von dessen Bekannten der Täter, dem er viele Male sorglos den Rücken zugekehrt hatte? In der heutigen Zeit war alles möglich. Verbrechen nahmen zu. Benedikt Zindler ging nicht zu dicht an die Leiche heran, wollte keine Spuren vernichten, sofern man überhaupt welche auf diesem Untergrund würde feststellen und sichern können. Der Förster meinte zu erkennen, dass es ein junger Mann war, dem jemand das Leben genommen hatte.

Über Handy rief er die Polizei an, erzählte dass er

eine Leiche gefunden hätte. »Der Mann ist erschlagen worden«, fügte er hinzu.

Zindler ging zu Tessa, band sie vom Baum los, setzte sich auf einen großen Stein, wartete vereinbarungsgemäß auf die Polizei. Tessa legte sich auf die Füße ihres Herrn. Während der Hund sich nicht von der Stelle rührte, rief der Förster seine Frau an, erklärte, weshalb er sich verspäten würde.

4.

Axel Schäfer legte den Telefonhörer vorsichtig, als könnte er zerbrechen, auf den Apparat zurück, blickte einen Moment lang überlegend vor sich hin. Dann rief er durch die für gewöhnlich offen stehende Bürotür nach Robert Schwarz.

Hauptkommissar Schäfer arbeitete mit fünf Beamten zusammen. Er und Oberkommissar Homer Ebert hatten im Polizeipräsidium je einen Raum für sich alleine. Neben den Einzelbüros lagen Zimmer für je zwei Mitarbeiter. Die Kommissare Robert Schwarz und Vinzenz Schönburg saßen sich gegenüber. Die Kommissarinnen Elke Kowalski und Elisabeth Kummer hatten ihre Schreibtische im vierten Büro stehen.

Homer Ebert, ein großer, schlanker, fast dünn zu nennender Mann, war mit sechsundfünfzig Jahren ihr Senior, Hauptkommissar Schäfer folgte ihm mit vierundfünfzig Jahren. Beide Männer ließen nie ein Wort über ihr Privatleben fallen. Manchmal schien es, als hätten sie keines.

Wann immer einer der vier Kommissare im Büro auftauchte, einer ihrer beiden Vorgesetzten war anwesend.

Robert Schwarz hatte mit zweiundvierzig Jahren von den Kommissaren die größte Erfahrung, zumindest was die Aufklärung von Mordfällen betraf. Er arbeitete gezwungenermaßen mit Elke Kowalski zusammen, ihrer jüngsten Kollegin. Er hätte sich lieber einen anderen Partner gewünscht. Kowalski war achtundzwanzig Jahre alt, groß und schwergewichtig, zudem eifrig bestrebt, endlich ihren ersten Fall eigenverantwortlich anvertraut zu bekommen. Sie ging gern unkonventionelle Wege, überraschte Robert Schwarz zuweilen mit nicht alltäglichen Alleingängen. Diese Abstecher waren meist nicht angebracht, konnten letztendlich für sie und ihren Kollegen gefährlich werden. Wutentbrannte Vorhaltungen nutzten nichts. Sie prallten an ihr ab. Kowalski arbeitete weniger nach aufgestellten Regeln oder Vorschriften, eher nach Bauchgefühl. Axel Schäfer fragte sich von Zeit zu Zeit, was man seiner Kommissarin vor Jahren in den Vorlesungen eigentlich beigebracht hatte.

Elisabeth Kummer, siebenunddreißig Jahre alt, unscheinbar, war absolut zuverlässig. Ihr fehlte das, was Kowalski im Übermaß besaß: Selbstvertrauen. Sie arbeitete mit Vinzenz Schönburg, zweiunddreißig Jahre alt, zusammen. Die beiden konnten stundenlang über die Vorgehensweise in einem Fall diskutieren, bevor sie sich an die Aufklärung machten. Von diesem einmal gefundenen Schema wichen sie nicht ab. Dass sie trotzdem dem Staatsanwalt die Täter präsentieren konnten, beruhigte deren Hauptkommissar ungeheuer.

Robert Schwarz hatte sich nicht gemeldet, als er gerufen wurde. Axel Schäfer stand grimmig vom Stuhl auf, ging zum Büro von Frau Kowalski, fragte: »Wo ist Schwarz?«

Er erntete lediglich ein Achselzucken.

»Frau Kowalski!«, blaffte er sie an, dieses Mal mit Nachdruck.

»Ich weiß es nicht! Irgendwann wird er auftauchen.« Sie war ungehalten, weil ihr Chef sie beim Aktenlesen unterbrach.

Schäfer ging in sein Büro zurück, rief nach kurzer Überlegung und in Ermangelung anderer Möglichkeiten, Elke Kowalski zu sich. »Ein neuer Tötungsfall«, unterrichtete er sie. »Sie und Robert Schwarz werden ihn bearbeiten.« Er reichte ihr den Zettel mit seinen Notizen.

Kowalski nahm ihm das Stück Papier aus der Hand. »Wer dominiert?«, fragte sie, ohne einen Blick auf das Blatt zu werfen. Sie sah Schäfer irgendwie durchdringend an, fast, als wollte sie ihn hypnotisieren.

»Schwarz«, antwortete Hauptkommissar Schäfer fest, ohne lange nachzudenken.

»War ja klar«, murmelte sie enttäuscht, blickte erst jetzt auf das Blatt.

Schäfer hatte ihre Bemerkung durchaus verstanden, sah ungehalten von seinen Unterlagen auf, enthielt sich jedoch jeden Kommentars. Als sie langsam zu ihrem Platz schlenderte, sagte er sich, dass sie den nächsten Fall einmal probeweise alleine bearbeiten sollte. Wenn sie sich jemanden dazuholte, wäre ihm das recht. Diesen Fall sollten beide zusammen aufklären. Für den Hauptkommissar sah die Straftat nicht so aus, als würde das Tötungsdelikt im Nullkommanichts auf dem Tisch eines Staatsanwaltes landen können. Schäfer hatte einen Riecher für haarige Fälle. Dieser schien einer zu werden. Zeugen, die sich womöglich von alleine melden könn-

ten, würde es in der Ecke kaum geben. Der Tatort lag zu ablegen.

Robert Schwarz erschien, hängte sein Sakko in den Kleiderschrank.

Elke Kowalski tauchte neben ihm auf. »Bleiben Sie angezogen, wir müssen raus. Ein Mord am Waldgasthaus.«

»Meinen Sie die Speisegaststätte in der Nähe der Brackweder Straßenbahndation?«, fragte er. Wollte sich vergewissern, ob er die richtige Gaststätte im Sinn hatte.

»Die Waldstraße entlang, ja.« Elke Kowalski zog ihre Strickjacke an und schlang sich einen giftgrünen Schal aus hauchdünnem Material um den Hals. Sie trug immer einen Schal, dachte Schwarz, ob im Winter oder wie jetzt im Sommer. Dabei standen ihr die Farben nicht, die sie auswählte.

»Was haben wir für Daten?«, fragte er, meinte den neuen Mordfall.

Sie verstand ihn so. »Junger Mann, offensichtlich erschlagen. Liegt neben einem Auto mit offener Fahrertür.«

»Hm.« Die üblichen minimalen Angaben. Das würde sich hoffentlich schnell ändern, dachte Schwarz. Er hatte für den nächsten Monat einige Tage Urlaub eingeplant. Bis dahin wollte er den Fall aufgeklärt haben. Er hatte nicht vor, das Ende des Falles Elke Kowalski alleine zu überlassen. Sie sollte sich nicht die Meriten für seine Arbeit ans Revers heften können, was sie zweifellos täte, hätte sie die Gelegenheit dazu.

Sie waren auf dem Parkplatz des Polizeipräsidiums und an ihrem Dienstwagen angelangt, setzten sich rein, fuhren durch Bielefeld in Richtung Brackwede. Robert

Schwarz saß hinter dem Steuer, wollte möglichst schnell am Ziel ankommen. Seine Kollegin hatte, wenn sie fuhr, ebenfalls stets die Absicht flott am Bestimmungsort zu landen. Leider bevorzugte sie sogenannte Schleichwege, die sie ungeheuer viel Zeit kosteten. Darüber hinaus hielt Schwarz nichts von Kowalskis Fahrkünsten. Sie allerdings war der Überzeugung, wesentlich besser zu lenken und durch den Verkehr zu kommen als ihr Kollege. In letzter Zeit hatte Elke Kowalski es sich abgewöhnt, spitze Bemerkungen über ihres Kollegen Fahrstil von sich zu geben. Mehrere Monate hinweg hatte sie ihren Unmut darüber geäußert, jedoch ohne Erfolg. Er war ihr ausgesprochen dankbar für die momentane Zurückhaltung. Fragte sich aber, wie lange die anhalten würde.

Sogleich mit Einbiegen in die Waldstraße ließen sie den Autoverkehr hinter sich. Kommissar Schwarz drosselte das Tempo. Die Straße verwandelte sich bereits nach gut fünfzig Metern zum Weg mit diversen mehr oder weniger tiefen Schlaglöchern. Aus diesem Grund war ein zügiges Fahren nicht möglich. Zudem konnte ihnen jederzeit ein Tier vor den Wagen laufen. Eine Pferdekoppel zog sich ein Stück an der linken Seite des Weges entlang. Fünf Pferde grasten, störten sich nicht an dem vorbeifahrenden Wagen. Nach einer Links- und einer Rechtskurve wurde es waldiger. Die Bäume standen dichter, näher am Weg, verschluckten den Sonnenschein. Es wurde für eine kurze Strecke des Weges dunkler und stiller.

Elke Kowalski ließ ihr Seitenfenster ein Stück weit herunter, atmete die frische Luft tief ein. »Schön hier am Morgen«, stellte sie fest, schloss die Augen für einen

Moment, ließ den Fahrtwind über sich hinweggleiten, entspannte sich. Bäume, zumal wenn sie hoch waren, hatten etwas Beruhigendes an sich, dachte sie. Etwas von Dauer, von Ewigkeit. Man sollte viel mehr von den Gewächsen stehen lassen und nicht alle absägen, um Kapital daraus zu schlagen.

»Hm«, brummte Robert Schwarz. Für ihn war zu viel Natur nichts. Er saß lieber in einer kleinen Kneipe und trank in aller Seelenruhe ein Bier. Rechts am Stadttheater entlang auf der gegenüberliegenden Straßenseite war so ein kleines Lokal. Der Wirt bot wunderbar knusprig gegrillte Hähnchen an. Jedes Mal, wenn er dort reinging, bestellte er sich eines. Außerdem verkehrten seit ewigen Zeiten große Teile des Theaterpersonals in diesem Lokal und deren Gespräche zu verfolgen, war interessant. Es erschloss sich ihm eine völlig andere Welt.

»Sie sind nicht richtig wach, oder?«, fragte Elke Kowalski mit lauter, schrill klingender Stimme, riss ihn aus seinen Gedanken.

»Sicher bin ich das. Ich mag nur nicht gleich wie ein Wasserfall reden.«

* * *

Auf dem Parkplatz zum Waldgasthaus standen mehrere Fahrzeuge. Zwei Polizeimeister der Schutzpolizei aus Sennestadt sicherten das Gelände. Weder Kowalski noch Schwarz kannten die Beamten, wiesen sich daher aus, als einer auf ihren Wagen zusteuerte. Sie konnten weiterfahren, parkten gegenüber vom Tatort. Die Kollegen Herbert Krebs und Hannes Wandel von der Spurensicherung

waren bereits am Werk. Dr. Martin Schenk, öfter als Polizeiarzt eingesetzt, saß im Augenblick bei offener Tür in seinem Wagen, beobachtete mit gelangweilter Miene das Geschehen um sich herum. Noch hielt man ihn von der Leiche fern. Er hätte möglicherweise Spuren verwischen können. Jedes Mal, wenn er so nutzlos im Wagen saß, hätte er am liebsten eine Zigarette geraucht. Seit vier Jahren verkniff er sich das Laster. Ein Kaugummi musste dafür herhalten. Notgedrungen fasste er sich in Geduld. Der Patient war tot, da kam es nicht darauf an, ob er sich den jungen Mann eine halbe Stunde früher oder später ansah und für tot erklärte.

Die Kommissare Schwarz und Kowalski gingen so dicht an die Leiche heran, wie es möglich war, ohne das Missfallen der Spurensucher zu erregen. Hannes Wandel fotografierte zwischendurch einzelne Partien der Leiche.

Ein Fotograf hatte, bevor die Kommissare aufgetaucht waren, den Tatort von allen Seiten aufgenommen. Dessen Bilder würden heute Mittag vorliegen. Den Stein, mit dem man den jungen Mann erschlagen hatte, hatte Herbert Krebs bereits in eine große, stabile Plastiktüte gelegt. Es schien Blut am Stein zu kleben. Im Labor würde man sich den Stein genauer vornehmen. Dass er die Tatwaffe war, davon konnte man mit Sicherheit ausgehen.

»Der Stein hat ohne Frage ein ganz schönes Gewicht«, meinte Elke Kowalski, blieb davor stehen. Es sah an einer Stelle so aus, als klebten einige Haare im Blut.

»Damit eines auf den Schädel zu bekommen, reicht aus, um umzufallen«, folgerte Robert Schwarz, blieb ebenfalls eine Weile den Stein betrachtend stehen. Das Stück an sich war nichts Besonderes. Steine dieser Art

lagen in dieser Gegend überall herum. Er wandte sich den Beamten zu, die Fremde daran hindern sollten, dem Opfer zu nahe zu kommen. Außerdem sollten sie den Toten im Bedarfsfall vor unbefugten Blicken schützen. Bis jetzt war allerdings niemand aufgetaucht, der einen neugierigen Blick auf den Ermordeten hätte werfen wollen. »Wissen Sie, wer den Mann gefunden hat?«, fragte Kommissar Schwarz.

»Der Förster, der da auf dem Findling sitzt«, beantwortete der weißblonde Polizeimeister Robert Schwarz' Frage.

Der Kommissar fand, dass sein ihm bisher unbekannter Kollege wie ein Albino aussah, war sich aber nicht sicher. »Danke«, erwiderte er. Die rosig-weiße Haut des Mannes und die rötlichen Augen sprachen allerdings für eine Pigmentstörung.

Elke Kowalski schloss sich Schwarz an. Beide wandten sich dem Förster zu.

»Sie haben den Toten gefunden?«, sprach die Kommissarin den Mann an.

Der Förster, gelangweilt aussehend, wahrscheinlich weil er seit gefühlten Ewigkeiten warten musste, blickte zu ihr auf. Kowalskis hohe Stimme riss ihn aus der Lethargie. »Habe ich«, antwortete er irritiert. Eine derart unangenehm klingende Stimme hatte er nicht erwartet. Ihrer korpulenten Figur wegen war er auf ein tieferes Organ gefasst. »Eigentlich war es mein Hund. Er hatte mich hierher gezogen.«

»War er an der Leiche?«, fragte Schwarz.

»Nein, war er nicht. Darauf habe ich geachtet.«

»In Ordnung. Haben Sie Ihre Personalien bereits angegeben?«

»Vor Stunden, denke ich. Der dunkelblonde Polizist da drüben hat meine Daten.« Er blickte in Richtung des Beamten, von dem er sprach. Kowalski folgte dessen Blick, nickte. Der Förster stellte sich vor: »Ich heiße Benedikt Zindler und das ist Tessa.« Die Hündin hörte ihren Namen, sah zu ihrem Herrn hoch. Der machte keinerlei Anstalten, ihr einen Befehl zu geben, also blieb sie liegen.

»Wann haben Sie ihn gefunden?«, fragte Elke Kowalski.

»Es muss kurz nach halb sieben gewesen sein.«

»Beschreiben Sie, was Sie gesehen haben«, forderte Robert Schwarz den Förster auf.

»Ja, also, der Mann lag so da, wie er jetzt immer noch liegt. Sein Wagen war der einzige auf dem Platz. Mir fiel auf, dass die Autotür ein wenig offen stand, so, als hätte er gerade einsteigen wollen. Ich hatte mich gefragt, ob er seinen Mörder nicht gesehen oder gehört hatte? Ganz lautlos kann man bei dem Untergrund nicht gehen. Irgendetwas knirscht oder knackt immer unter den Schuhsohlen. Oder er hatte seinen Mörder gekannt und sich deshalb nicht umgedreht oder gewehrt.

Er hatte gewiss nichts Böses erwartet.

Der Junge hat bestimmt viele Stunden hier gelegen. Die Scheiben des Wagens waren beschlagen. Selbst die Karosserie war feucht. Jetzt ist sie bereits halbwegs abgetrocknet. Sonst ist mir nichts aufgefallen. Der Täter konnte in aller Ruhe von hier verschwinden. Spätabends und in der Nacht begegnen Sie hier niemandem.«

»Das wird so sein«, meinte Elke Kowalski. »Er kann mit einem Wagen gefahren oder zu Fuß verschwunden sein.«

»Es gibt so viele Wege und Pfade in diesen Wäldern, dass der Täter selbst zu Fuß längst in einer anderen Stadt sein könnte.«

Die Kommissare nickten zustimmend. Leicht würde es nicht werden, den Täter zu finden.

»Kann ich gehen?«, fragte der Förster. »Ich muss meine Runde beenden. Außerdem tut mir der Hintern vom langen Sitzen auf dem Stein weh.«

»Gehen Sie nur. Wir wissen durch Ihre Angaben, wer Sie sind und wo wir Sie im Bedarfsfall finden können.«

Elke Kowalski wanderte zum Lokaleingang hoch, besah sich die Öffnungszeiten, die auf einem Schild innen an der teilweise verglasten Tür angebracht waren. Das Lokal hatte täglich ab fünfzehn Uhr geöffnet, am Sonntag ab elf Uhr. Einen Ruhetag gab es offensichtlich nicht. Die Geschäftsinhaber legten Wert darauf, keinen Kunden zu verlieren. Vielleicht war das nötig, um wirtschaftlich überleben zu können. Das Haus lag ziemlich gottverlassen da.

Robert Schwarz schlenderte zu den Beamten von der Spurensicherung zurück, fragte: »Haben Sie den Namen des Toten irgendwo gefunden?«

»Haben wir. Arthur Melgat, neunzehn Jahre. Das Auto gehört Andrea Melgat. Wie es den Papieren nach aussieht, ist es seine Mutter. Sie wohnen zusammen in der Westfalenstraße 20 b in Brackwede.«

Schwarz hatte den kleinen Block, den er stets mit sich führte, aus der Jackentasche hervorgeholt, notierte Namen und Wohnort des Opfers.

Elke Kowalski kam zurück, betrachtete den Toten, stellte sich dabei neben den Kollegen. »Haben Sie den

Namen?«, fragte sie Robert Schwarz, ohne den Blick vom Opfer zu lassen. Sie hatte gesehen, dass er seinen Block wegsteckte. »Mein Gott!«, sagte sie plötzlich laut. »An seinem Kopf bewegt sich was!«

Hannes Wandel erhob sich, besah sich Melgats Kopf genauer. »Sie haben recht, da ist ein Käfer. Wir sind im Wald, gnädige Frau!« Er sah sie grinsend an.

»Was machen Sie mit dem Tier?«

»Mitnehmen. Wenn es Eier abgelegt hat, wissen wir, von wem sie stammen.«

Elke Kowalski trat ein paar Schritte zurück, stieß unbeabsichtigt gegen Robert Schwarz, der seinen Standort leicht verändert hatte. »Entschuldigung«, murmelte sie. »Haben wir den Namen?«, wiederholte sie ihre Frage von vorhin. Sie konnte sich an keine Antwort erinnern.

»Haben wir. Wir können gleich zu seinen Eltern fahren. Sie wohnen in Brackwede.«

»Na, dann auf. Hier haben wir nichts mehr verloren.«

»Wann bekommen wir die Angaben von euch?«, fragte der Kommissar die Spurensicherung.

»Spätestens morgen.«

»Wohin geht die Leiche?«

»In die Städtischen Kliniken.«

»Danke. Vergnügt euch man weiter.«

* * *

Die Kommissare Kowalski und Schwarz fuhren zur Westfalenstraße. Kowalski war froh, heute Morgen einen farblich einigermaßen gedeckten Rock mit einer hellen Bluse angezogen zu haben und kein lebhaft geblühtes Kleid,

wie sie es erst vorhatte. Es machte sich nicht besonders gut, wenn man ein Kleid mit schreienden Farben trug und einer Familie den Tod eines Angehörigen mitteilte. Schwarz war immer gleich gekleidet, dunkle Jeans mit blauem Pullover, im Winter zusätzlich eine dunkelblaue gefütterte Lederjacke. Als ob er nichts anderes im Schrank hängen hatte.

Sie waren ziemlich flott in der Westfalenstraße und am passenden Haus angekommen. Schwarz klingelte an der Haustür. Kowalski stand hinter ihm, zupfte an ihrer Bluse herum. Sie fühlte sich nie wohl, wenn sie einer Familie mitteilen mussten, dass Sohn, Tochter oder Ehemann et cetera umgekommen war. In einigen Fällen bekamen sie nach der tragischen Nachricht von den Angehörigen nichts Vernünftiges mehr zu hören.

Auf ihr Klingeln hin tat sich nichts. Allem Anschein nach war niemand zu Hause. Schwarz drückte auf eine andere Klingel. Sechs Mietparteien wohnten in diesem Hausteil. Eine ältere Frau öffnete ein Fenster im Erdgeschoss, blickte zu den beiden fremden Personen. Schwarz trat einen Schritt näher auf sie zu, zeigte ihr seinen Ausweis, fragte: »Wissen Sie, wann wir Herrn oder Frau Melgat erreichen können?«

»Frau Melgat arbeitet und der Junge dürfte in der Uni sein, trotz der Ferien«, gab die Nachbarin Auskunft.

»Und sein Vater?«

»Der ist seit Jahren tot.«

»Wissen Sie, in welcher Firma Frau Melgat arbeitet?«, fragte Elke Kowalski.

»Bei der Maschinenfabrik Weber in der Brockhagener Straße. Die Nummer weiß ich nicht.«

»Die finden wir. Danke für die Informationen.«

Die Beamten schlenderten zum Wagen zurück.

»Ihr Mann ist auch tot«, sagte Kowalski. »Hat die Frau ein Pech.«

»Was machen wir jetzt? In die Firma können wir schlecht fahren und ihr so en passant mitteilen, dass man ihren Sohn ermordet hat.« So pietätlos wollte Schwarz nicht handeln.

»Nein, das geht nicht«, stimmte Elke Kowalski ihm zu. »Das macht sich nicht gut. Fahren wir am Abend wieder hierher. Wir benötigen auch ein Bild von Arthur.« Die Kommissarin saß mittlerweile wieder neben Robert Schwarz im Dienstwagen. »Zur Not können wir das Foto aus seinem Personalausweis vergrößern und mitnehmen«, schlug sie vor. Das Bild eines toten Menschen mit einer enormen Kopfverletzung herumzuzeigen, behagte ihr nicht.

»Dann müssten wir zum Tatort zurückfahren, um den Personalausweis zu holen.« Robert Schwarz blickte unwillig zu seiner Kollegin rüber. Erneut dort zu erscheinen, dazu hatte er eigentlich keine Lust.

»Warten wir, bis alle Sachen im Präsidium sind. Wir können sowieso zurzeit niemanden befragen. Das Waldgasthaus hat zum Beispiel bis fünfzehn Uhr geschlossen.«

»Und ohne Informationen von der Mutter tappen wir eh weitgehend im Dunkeln«, meinte Schwarz.

»Seine Mutter wird ein vernünftiges Bild vom Sohn haben. Auf den Fotos von Personalausweisen erkennt man kaum jemanden. In der Regel muss man raten, wer das sein soll. Ihnen ist bestimmt aufgefallen, dass man

auf den meisten Fotos in amtlichen Ausweisen wie ein Sträfling aussieht. Ich frage mich, warum die das nicht ändern.«

5.

Andrea Melgat trocknete sich gerade die Hände ab, als es an der Haustür läutete. Ihr Sohn hatte wohl wieder den Schlüssel vergessen. So langsam sollte er seine Gedanken zusammenhalten. Sie drückte auf den Summer, öffnete gleich die Wohnungstür, ging ins Bad zurück, hängte das Handtuch auf und kämmte sich.

»Hallo!«, hörte sie eine Männerstimme rufen. Das war nicht ihr Sohn. Sie hatte einem Fremden die Türen aufgemacht. Himmel, wie leichtsinnig! Eilig ging sie in den Flur zurück, sah sich einem Mann und einer Frau in Übergröße gegenüber. Die beiden hatte sie nie gesehen. So etwas konnte ins Auge gehen! Die Fremden hielten ihr jeweils einen Ausweis hin, der sie als Kriminalbeamte auswies. Um die Unterlagen lesen zu können, hatte sie einen Schritt näher an die beiden herantreten müssen.

Der Beamte fragte: »Können wir hereinkommen?«

»Warum? Ich habe keine Zeit«, versuchte sie, die Leute abzuwimmeln. Sie nahm an, dass man für irgendein Fest Geld sammeln wollte. Sollten sie ihren Spruch ruhig im Hausflur loswerden.

»Es wäre besser«, sagte die Kommissarin.

Andrea Melgat fand, dass die Frau eine unmöglich helle Stimme hatte. Der Statur nach hätte sie wesentlich dunkler klingen müssen. Dieser Tonlage würde Andrea

nicht lange zuhören können. Wie konnte man solche Frauen auf die Bevölkerung loslassen?

Die beiden standen eisern da, hatten wahrscheinlich nicht vor, ohne Obolus das Weite zu suchen. »Na gut, kommen Sie einen Moment herein«, ließ sich Andrea Melgat erweichen, ging vor den Beamten her ins Wohnzimmer. Sie hatte es eben einigermaßen aufgeräumt, sodass sie jetzt nach keiner Entschuldigung für das Aussehen des Zimmers suchen musste. Mit einer Handbewegung bot sie ihnen an, sich zu setzen. Sie selbst nahm eine Zeitung vom Tisch, legte sie auf einen Schrank und ließ sich ebenfalls nieder. »Nun?«, fragte sie, forderte sie damit unmissverständlich auf, deren Anliegen vorzubringen.

Robert Schwarz fand Frau Melgat ausgesprochen sympathisch. Sie mochte Ende vierzig sein, war schlank, hatte rötlich-braune Haare, braune, warme Augen, die sicherlich strahlen konnten. Sie sah beide neugierig forschend an. Allerdings lag ein klein wenig Abwehr in deren Blick. Die Kleidung war leger. Frau Melgat trug einen leicht ausgestellten hellen Rock und eine gelbe Hemdbluse mit kurzen Ärmeln. Eine dünne Goldkette mit einem Anhänger zierte ihren schönen, schlanken Hals. An der linken Hand trug sie einen breiten Goldring mit einem dunkelgrünen Stein. Was für einer das war, konnte Kommissar Schwarz nicht sagen. Andrea Melgats Blick blieb an ihm hängen, sodass er sich genötigt sah, das Wort zu ergreifen. »Frau Melgat, heute Morgen haben wir einen jungen Mann am Waldgasthaus erschlagen aufgefunden. Seinen Papieren nach ist es Ihr Sohn.«

Andrea Melgat äußerte sich nicht dazu. Sie befürchtete, den Boden unter den Füßen zu verlieren. In ihrem

Kopf drehte es sich. Sie saß da, starrte den Kommissar unglaublich aus immer größer werdenden Augen an. Sie musste sich fassen. Die Mitteilung war zu schrecklich.

Als sie nach einer Weile immer noch schwieg, fragte Elke Kowalski: »Haben Sie verstanden, was Kommissar Schwarz gesagt hatte?«

Andrea Melgats Blick wanderte vom Kommissar zu der unangenehmen Frau, wurde erst verständnislos, dann böse. »Ich bin nicht schwachsinnig!«

»Verzeihen Sie«, entschuldigte sich die Kommissarin. »Das habe ich nicht unterstellen wollen.« So eine krasse Abfuhr hatte sie nicht erwartet. Ihr hatte die Reaktionszeit der Frau zu lange gedauert. Das war ein grober Schnitzer, den sie sich erlaubt hatte.

»Erschlagen, sagten Sie?« Andrea Melgat wandte sich Robert Schwarz zu. Die Kommissarin war für sie nicht länger existent.

Schwarz nickte bestätigend. »Das muss bereits gestern Abend passiert sein. Gefunden wurde Ihr Sohn heute früh von einem Förster mit dessen Hund. Er hatte uns benachrichtigt.« Der Kommissar sprach langsamer als normal. Er wollte nicht, dass Frau Melgat nachfragen musste. Er wusste, dass, wenn man derart unter Stress stand, wie Frau Melgat im Augenblick, man gewöhnlich lediglich die Hälfte der Informationen mitbekam.

Andrea Melgat zeigte keine Regung, zumindest konnte man keine wahrnehmen. Sie saß einfach da. Ihr Blick war auf den Tisch gerichtet. Sie wartete darauf, dass der Schwindel nachließ.

Den Kommissaren wurde sie allmählich unheimlich. Sie erwarteten einen Zusammenbruch oder einen

Weinkrampf, irgendetwas, aber nicht eine derartige Selbstbeherrschung.

»Wo ist der Wagen geblieben?«, fragte sie. »Ich brauche ihn. Arthur hatte ihn sich von mir ausgeliehen.«

»Der Wagen stand neben Ihrem Sohn. Er hatte wahrscheinlich gerade einsteigen wollen. Die Wagentür stand ein wenig offen. Jetzt dürfte Ihr Auto in unserer Werkstatt sein, um dort genauestens untersucht zu werden. Vielleicht hat der Mörder Spuren hinterlassen«, berichtete Robert Schwarz, war froh, ihr konkrete Auskünfte geben zu können. »Um ganz sicher zu sein, dass es Ihr Sohn ist, müssten Sie ihn identifizieren.«

»Das ist mir klar.«

»Haben Sie weitere Kinder?«, fragte Elke Kowalski. Sie wollte sich nicht so einfach beiseiteschieben lassen. Hatte sehr wohl bemerkt, dass sie von Frau Melgat übergangen wurde.

Andrea Melgats Kopf drehte sich langsam in Richtung der Kommissarin. »Nein!«, antwortete sie, sah die Beamtin nicht freundlich oder wenigstens gleichgültig, sondern kalt an. Jede Verbindlichkeit war aus ihrem Gesicht gewichen. »Wer der Täter ist, wissen Sie noch nicht?«

Elke Kowalski schüttelte den Kopf. Sie hatte plötzlich den Eindruck, dass die Frau sie persönlich dafür verantwortlich machte, dass sie den Mörder bisher nicht verhaftet hatten. »Das können wir nicht sagen. Das wäre ein bisschen früh«, versuchte sie, sich kühl zu rechtfertigen. Sie erschrak über die Veränderung in Andrea Melgats Zügen. Die Frau hatte keine Tränen, sie versteinerte.

»Wissen Sie, ob Ihr Sohn in der Gaststätte jemanden

treffen wollte? Oder vielleicht auf dem Parkplatz?«, fragte Robert Schwarz. Sein Ton blieb sanft. Er ließ sich nicht dazu hinreißen, sich dem von Andrea Melgat anzupassen.

»Ein Mädchen wollte er, glaube ich, in der Gaststätte treffen.«

»Können Sie uns den Namen nennen?«

»Nein.«

»Kennen Sie seine Freunde? Hatte er eine Freundin?«, fragte Schwarz weiter. Sie brauchten Namen. Sie mussten Leute befragen, um eventuell über sie an den Mörder heranzukommen.

Elke Kowalski nahm ihren Block aus der Tasche, schlug ihn möglichst lautlos auf, um die Namen mitzuschreiben, die die Mutter nennen würde. Sie wollte unauffällig agieren, um sich nicht erneut dem Zorn der Frau auszusetzen. Robert Schwarz behandelte Frau Melgat wesentlich freundlicher, als sie es gekonnt hätte.

»Arthur hatte eine Freundin. Sie heißt Anne Koch, wohnt in Bielefeld. Dann hat er meines Wissens zwei Freunde. Vielleicht sind sie nur Bekannte. Er sprach manchmal von ihnen. Konrad Hochleder und Manfred Schanz. Die beiden und mein Sohn studierten gemeinsam an der Uni in Bielefeld. Ob sie wie Arthur Jura studieren, entzieht sich meiner Kenntnis. Mein Sohn würde im Herbst im dritten Semester gewesen sein.«

»Er war erst neunzehn Jahre alt«, warf Robert Schwarz ein.

»Ja. Er hatte eine Abiturnote von eins Komma null. Er war ein kluger junger Mann und wusste, was er werden wollte.«

»Was hätte er werden wollen?« Die Frage konnte sich Elke Kowalski nicht verkneifen.

»Das ist jetzt unwichtig geworden.« Sie sah Schwarz an, als sie antwortete.

»Studiert seine Freundin auch?«, fragte er.

»Sie hat sich für Biologie und Chemie entschieden.«

»Gibt es jemanden, der Ihren Sohn nicht leiden konnte?« Elke Kowalski stellte gerade fest, dass ihr Frau Melgat suspekt war. Es würde ihr durchaus verständlich sein, wenn es anderen Menschen mit dem Sohn dieser Frau ebenso ergangen wäre. Schließlich schlugen Söhne charakterlich vielfach deren Müttern nach.

Mit ihrer Unparteilichkeit Fremden gegenüber war es nicht weit her, nahm die Kommissarin ihre Reaktion Frau Melgat gegenüber zur Kenntnis. Auf der anderen Seite, wer kann vorurteilsfrei sein?

»Da ist mir niemand bekannt.« Wieder sprach die Mutter zu Schwarz. Tat so, als hätte er die Frage gestellt.

»Er war öfter mit seinen, nennen wir sie mal so, mit seinen Freunden zusammen. Sonst hielt er sich zurück. Außerdem hatte er zu arbeiten, sprich zu lernen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten.«

»Ja«, bestätigte Robert Schwarz, »bei dem Studienfach muss man büffeln.«

Eine kurze Zeit lang schwiegen sie.

»Doch«, meinte Andrea Melgat plötzlich, setzte sich aufrechter hin, als sie eh saß, zeigte so etwas wie eine Emotion. »Da gibt es einen jungen Mann, der ihn auf den Tod nicht ausstehen kann und das vom ersten Moment an, als sie sich sahen. Eugen Bohrmann heißt er und ist zwei Jahre älter als mein Sohn. Er wohnt im Haus vor uns.«

»Wie lange wohnen Sie schon hier?«

»Gut zehn Jahre und genauso lange giften die beiden sich an. Als Kinder haben sie sich geprügelt. Mein Mann, der damals noch lebte, musste ab und zu dazwischengehen, damit die Schlägerei nicht ausartete. Eugen Bohrmann kannte kein Maß in seiner Wut.«

»Haben die Tötlichkeiten später nachgelassen?«, wollte Schwarz wissen.

»Nur bedingt. Arthur wurde von uns in einen Judo-Club geschickt und lernte eifrig Selbstverteidigung. Die hat er natürlich angewandt und Eugen geriet trotz seiner körperlichen Größe und Stabilität nach und nach ins Hintertreffen. Ab da haben sie sich beschimpft.«

»Bis heute?«

»Bis heute.«

»Haben Sie nie Angst um Ihren Sohn gehabt, wenn die beiden aufeinandertrafen?«

»Nein, eigentlich nicht. Diese Handlungsweise war zum Alltag geworden. Was üblich wird, nimmt man nicht sehr ernst.«

»Und nun? Wie sieht die Sache heute aus?«

»Ich könnte es mir durchaus vorstellen, dass Eugen meinen Sohn hinterrücks erschlagen hat. Der junge Mann hat heute eine weitaus inakzeptablere Art sich zu geben als früher, als er ein Kind war.« Sie saß nachdenklich da, schien in sich hineinzuhorchen.

»Weitere unangenehme Typen fallen Ihnen nicht ein?« Robert Schwarz sah Andrea Melgat an, sah sie den Kopf schütteln. »Haben Sie hier Verwandte wohnen, die Ihnen vielleicht in den nächsten Tagen etwas beistehen können?«

»Nein. Ich habe keine Geschwister und mein Mann hatte auch keine. Seine und meine Eltern sind verstorben. Wir waren die letzten in unseren Familien.«

»Möchten Sie mit jemandem reden? Sollen wir einen Pfarrer schicken?«, fragte Elke Kowalski.

»Wozu? Man kann mir Arthur nicht zurückgeben.«

»Das nicht. Aber reden hilft manchmal.«

Frau Melgat schüttelte kaum merklich den Kopf. »Wann soll ich Arthur identifizieren? Und wann bekomme ich meinen Wagen zurück?«

»Wir melden uns, wenn Sie das Fahrzeug wiederbekommen können«, erklärte Schwarz.

»Ich kann Sie morgen zur Pathologie fahren«, bot Elke Kowalski ihr an. »Wenn Sie mir sagen, wann und wo ich Sie abholen soll.« Das war keine Freundlichkeit, sie wollte feststellen, wie die Frau den Tod ihres Sohnes verkraften würde. Jetzt war der Fall zu frisch. Bis morgen würde er sich in deren Seele festgesetzt haben. Dann war vielleicht besser mit ihr zu reden. Vor allen Dingen war Schwarz nicht dabei und konnte ihr die Schau stehlen.

»Sie können mich morgen um zwölf Uhr fünfzehn hier abholen. Da habe ich Mittagspause.«

Sie nimmt sich nicht einmal frei, dachte der Kommissar. Vielleicht fürchtet sie sich vor dem Alleinsein, arbeitet aus dem Grund lieber. Ablenkung verdrängt jeden Schmerz für eine Weile.

»In Ordnung.« Elke Kowalski steckte ihren Block in die Tasche zurück. Sie hatten jetzt ein paar Namen, mit denen sie arbeiten konnten. Alle weiteren Informationen würden sie von den genannten Leuten erhalten. Die würden mit Sicherheit nicht so sparsam mit Auskünften umgehen wie die Mutter. Das war ein Vorteil für sie.

Auf der Straße fragte Kowalski: »Fahren wir jetzt gleich zum Waldgasthaus? Die dürften mittlerweile einige Stunden geöffnet haben.« Sie wollte weiterkommen. Je frischer der Mord war, umso besser erinnerten sich die Leute an den jungen Mann.

»Können wir.« Robert Schwarz setzte sich erneut hinter das Lenkrad. In Gedanken war er bei Frau Melgat. »Die Frau hat sich verdammt in der Gewalt«, meinte er. Wenn er ehrlich war, wäre sie der Typ, den er gern in den Arm genommen hätte, um sie zu trösten. Sie konnte garantiert ganz anders sein, als sie sich eben gegeben hatte.

»Die ist so etwas von beherrscht, das gibt es gar nicht. Keine Träne, als ob wir vom Verlust eines Fahrrades gesprochen hätten.« Elke Kowalski legte ihre Umhängetasche auf den Rücksitz, um Bewegungsfreiheit zu haben.

»Mutter und Sohn wohnten zusammen. Sie müssen sich ziemlich nahe gestanden haben.« Sie hatten nur sich, überlegte er. Sein Tod wird ein Schlag für sie sein. Ob sie es zeigt oder nicht.

»Und dann die Reaktion! Sie war bestimmt vorher bereits ein kalter Drache.« Elke Kowalski zeigte ungemindert ihre Abneigung.

»Ich glaube, dass die Trauer kommen wird.« Schwarz mochte die abschätzige Art seiner Kollegin Frau Melgat gegenüber nicht. Sie hatte kein Recht derart negativ über sie zu reden. Was wussten sie schließlich über sie? Nichts!

»Klar, nur nicht, wenn wir dabei sind.«

»Breiten Sie Ihre Gefühle vor fremden Menschen aus?«, fragte Robert Schwarz seine Kollegin. Sein Ton war leicht aggressiv geworden.

»Meinen Sie die Frage ernst?«

»Das meine ich.«

»Ich würde versuchen, sie nicht zu zeigen. Aber so perfekt verstecken könnte ich sie nicht. Sie können jetzt fahren«, sagte sie kratzbürstig. Von Maßregelungen durch Kollegen hielt sie gar nichts. Während der Fahrt zum Gasthaus wurde geschwiegen.

Der Parkplatz unterhalb des Waldgasthauses war recht gut belegt. Von Polizeifahrzeugen und Absperrungen war nichts zu sehen. Der Pkw von Frau Melgat war zur Untersuchung durch die Spurensicherung abtransportiert worden. Die Arbeiten am Tatort waren abgeschlossen. Robert Schwarz stellte den Dienstwagen neben einen dunkelblauen Mercedes.

»Selbst wenn unser Wagen direkt aus der Waschanlage kommt, sieht er nie so gepflegt aus wie dieser Mercedes.« Elke Kowalski wies auf das fremde Auto. »Was machen die Mitarbeiter unseres Pflegedienstes falsch?«

»Keine Ahnung. Der Lack des Mercedes wird wahrscheinlich ein anderer sein«, vermutete Robert Schwarz. »Auf Glanz getrimmt.«

Sie gingen den Weg nach oben zum Eingang des Gasthauses nicht nebeneinander, sondern hintereinander her. Dieses Verhalten führte Fremden und Kollegen genau vor Augen, dass die beiden Kommissare sich nicht besonders grün waren.

»Wir haben die Mutter nicht nach einem Foto von Arthur gefragt.« Elke Kowalski blieb plötzlich stehen. »Was für ein Mist!«

»Es wird heute eventuell ohne gehen. Wenn nicht, müssen wir mit einem Bild hierher zurückkehren«,

wurmte sich Robert Schwarz. »Wenn Sie morgen die Mutter in die Pathologie fahren, können Sie sie nachträglich um ein Foto bitten.«

»Okay. Es ärgert mich richtig, dass ich vergessen hatte, danach zu fragen. Aber Sie waren schließlich ebenfalls da und hätten etwas sagen können.«

Sie betraten das Restaurant. Es war angenehm kühl nach der Hitze des Tages. Ein Kellner, vielleicht Anfang dreißig mit beginnender Glatze, kam und bot ihnen einen Tisch für vier Personen an.

»Wir sind von der Kriminalpolizei«, erklärte Schwarz. Beide zeigten ihm die Legitimationskarten. »Wir möchten keinen Tisch, wir möchten kurz mit Ihnen reden. Sie haben sicherlich gehört, dass man gestern Abend einen jungen Mann auf Ihrem Parkplatz erschlagen hatte, nicht wahr?«

»Ja, davon haben wir gehört«, bestätigte der Kellner. »Absolut schrecklich! So etwas ist um dieses Haus herum nie vorgekommen. Im Grunde ist das erschütternd. Man fragt sich, in welcher Welt wir leben.«

»Wissen Sie, von welchem jungen Mann wir sprechen?«, fragte Elke Kowalski.

»Ich denke schon.«

»Wir haben bisher kein Foto von ihm. Wenn Sie sich also nicht sicher sind, werden wir morgen wiederkommen und es Ihnen zeigen«, bot Kommissar Schwarz an.

»Ich weiß, welcher Mann erschlagen wurde. Er war gestern der letzte Gast. Er ist um zweiundzwanzig Uhr fünfundzwanzig gegangen.«

»Würden Sie uns bitte Ihren Namen nennen.«

»Harald Fischer.«

»Wann war der Mann gekommen?«

»Etwa zwei Minuten vor zweiundzwanzig Uhr war er gekommen, hat eine Tasse Kaffee getrunken und ist wieder gegangen.«

»War er allein?«

»War er. Er hatte auf eine junge Dame gewartet, die nicht kam.«

»Woher wissen Sie das? Und vor allen Dingen, wieso können Sie uns die genauen Uhrzeiten nennen?«

»Der junge Mann kam jeden Mittwoch, immer um zweiundzwanzig Uhr. Sie konnten die Uhr nach ihm stellen. Zum gleichen Zeitpunkt traf die junge Dame ein. Sie unterhielten sich eine halbe Stunde, sind dann wieder gegangen.«

»Und gestern kam die Dame nicht? Deute ich Sie richtig?«, fragte Elke Kowalski.

»Nein, gestern nicht«, bestätigte Harald Fischer.

»Könnten Sie die junge Frau beschreiben? Haben Sie einmal deren Namen gehört?«

»An deren Namen kann ich mich nicht erinnern, selbst, wenn ich ihn einmal im Vorbeigehen gehört haben sollte. Sie muss etwa um die zwanzig Jahre alt sein, ist blond, circa einen Meter siebzig groß, sieht sehr nett aus, ist schlank. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Als Sie sie bedient hatten, haben die beiden da weitergeredet oder hielten sie inne?«, fragte Kommissar Schwarz.

»Ich habe sie nie bedient. Der Tisch, an dem sie saßen – sie saßen übrigens stets an demselben Tisch –, gehört zum Revier von Frau Kuhn. Sie ist meine Kollegin und hat heute keinen Dienst.«

»Wann ist sie wieder da?«

»Morgen.«

»Gut. Dann werden wir wiederkommen.«

»Möchten Sie nicht etwas trinken, wenn Sie schon hier sind? Wir haben sehr schöne, selbst gemachte alkoholfreie Getränke.«

Ehe Robert Schwarz ablehnen konnte, bestellte Frau Kowalski ein Eis mit Sahne. »Können Sie mir eines empfehlen?«

»Selbstverständlich. Wir stellen unser Eis selbst her. Jede Geschmacksrichtung ist hervorragend«, pries Harald Fischer die Eisspeise geschäftstüchtig an.

»Dann bringen Sie mir ein gemischtes Eis.«

»Gern und Sie?«, fragte der Kellner Kommissar Schwarz, geleitete sie jetzt an einen Tisch.

Sie setzten sich.

»Ein Stück Kirschtorte ohne Sahne und einen Kaffee«, lautete Schwarz' Bestellung.

Der Kellner nickte, entfernte sich lautlos.

»Ob das Mädchen eine Freundin war?«, fragte Elke Kowalski.

»Die, die hierher kam?«, fragte Robert Schwarz zurück.

»Die meine ich.«

»Ich glaube nicht. Warum sollte er sich jeden Mittwoch hier mit ihr treffen, wo sie sich in der Uni sehen konnten? Und jeweils nur eine halbe Stunde.«

»Wissen Sie, wenn Arthur Ihr Alter hätte und würde sich mit einem jungen Mädchen treffen, würde ich sagen, das ist seine Geliebte, die er vor seiner Frau und seinen Leuten verstecken will.«

»Das wäre das übliche Muster. Aber er war jung und frei und brauchte niemanden zu verstecken.«

»Und, wie Sie erwähnten, nach einer halben Stunde gingen sie. Was war das für ein sonderbares, wöchentliches Treffen?«

»Das herauszufinden, ist unsere Aufgabe«, stellte Kommissar Schwarz sachlich fest.

»Ich nehme an, dass seine Freundin Anne Koch nichts von diesem Mädchen weiß«, mutmaßte Elke Kowalski.

»Das kann sein. Seine Mutter wusste von ihr.«

»Von ihrer Existenz, aber nicht, wer sie war und was sie hier wirklich taten.« Kowalski lächelte. »Ob das Mädchen ihn erschlagen hatte?«

»Sie meinen, sie kam nicht rein, wartete draußen auf ihn und schlug zu? Warum?«

»Keine Ahnung? Es sind nur Überlegungen. Spekulationen, wenn Sie so wollen.«

6.

FREITAG, 23. AUGUST

Robert Schwarz sah die Post auf seinem Schreibtisch durch. Wichtiges, das er vorrangig hätte bearbeiten müssen, hatte er dazwischen nicht gefunden. Er verteilte die Unterlagen in verschiedene Ablagekörbe. Das Weitere würde der Bürobote erledigen. Er blickte auf die Armbanduhr. Es war kurz nach neun. Er sah zu Elke Kowalski, informierte sie: »Ich fahre jetzt zu Eugen Bohrmann und am Nachmittag zu der Bedienung im Waldgasthaus.